Marita Baumgarten, Professoren und Universitäten im 19. Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte deutscher Geistes- und Naturwissenschaftler. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1997. 376 S. (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 121)

Die Arbeit wird eingeleitet durch ein Zitat von Theodor Mommsen. Darin fragt er nach der besten deutschen Universität und ihren größten Gelehrten. Daß zeitgemäß die Berliner Universität gemeint ist, überrascht nicht, weil die „Idee der Universität" für die 1810 gegründete Hochschule reklamiert wird. Die Autorin geht der Frage nach, wie Universitäten im 19. Jahrhundert funktionierten und welche zum Ausgangspunkt entscheidender Prozesse geworden sind. Anstelle der bisher eher subjektiven Entscheidungsfindung sollen meßbare und damit objektive Faktoren herangezogen werden. Sie bedient sich dabei „der Methode der kollektiven Biographie", um die einzelnen Ordinarien zu vergleichen. Aus der Masse des biographischen Datenmaterials wählt sie drei zu untersuchende Komplexe aus: den Gründungsprozeß der Lehrstühle, den Wandel vom enzyklopädisch gebildeten Gelehrten zum spezialisierten Forscher und drittens versucht sie, eine erste Rangordnung für die Universitäten des 19. Jahrhunderts zu erstellen. Spätestens hier fällt auf, daß das von Peter Moraw (Gießen) konzipierte Dissertationsthema, höchst anspruchsvoll in aller Breite nicht zu lösen ist. Der Titel verspricht alles. Die Autorin wählt aus und schränkt ein. Am Ende bleiben Fragen offen. Insbesondere scheint die Wichtung der Rangordnung der Universitäten erneut subjektiven Faktoren zu unterliegen. Die Autorin thematisiert und fokussiert. Beispielhaft werden vor allem die ehemals preußischen Universitäten untersucht und davon wieder die Philosophischen Fakultäten ausgewählt, die zu den größten rechneten und Geistes- und Naturwissenschaften vereinten. Eine vergleichbare Studie zur Lehrstuhlentwicklung, zum Berufungswandel oder zum Universitätssystem im 19. Jahrhundert gibt es bisher nicht. Diesen Fragen nachgegangen zu sein, ist das große Verdienst der Autorin. Sie vergleicht nach quantitativen Analysen individuelle Lebensläufe von Geistes- und Naturwissenschaftlern und kommt folgerichtig zu neuen Einsichten in die universitären Strukturen. Das vorhandene Datenmaterial ist aber immer noch zu umfangreich; die Autorin schränkt weiter ein: es werden jeweils zwei große, mittelgroße und kleine Universitäten preußischer und außerpreußischer Provenienz gegenübergestellt. „Dadurch konnten", wie die Autorin ihr methodisches Vorgehen begründet, „territoriale Eigenheiten gegenüber dem homogenen, zentral gelenkten Wissenschaftsressort in Preußen, das seit 1866 knapp die Hälfte der deutschen Universitäten verwaltete, berücksichtigt werden." (S. 22) Zunehmend verwischen die landeseigenen Besonderheiten, und die strukturellen Gemeinsamkeiten nehmen zu.

Der methodische Ansatz für die Arbeit ist bisher gut nachvollziehbar. Unverständlich bleibt dagegen die letzte methodische und wichtigste inhaltlich Beschränkung: „Angesichts des großen Probandenkreises wurde darauf verzichtet, in die Personalakten der Universitätsarchive einzusehen." (S. 28) Autobiographien, Biographien und gedruckte Briefwechsel können diese Lücke nicht schießen. Das gilt auch für die von ihr genannten gedruckten Quellen zur eher quantitativen Bestimmung der Universitätsentwicklung[1], zu Professorenkatalogen, Rektorenauflistungen oder gedruckten Matrikelverzeichnissen. Mitunter sind die herangezogenen Darstellungen für einzelne

[1] Franz EULENBURG, Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, Leipzig 1904, Nachdruck Berlin 1994; E. LASPEYRES, Über Alter und Wechsel der Professoren an den deutschen Universitäten, Akademische Festrede, Gießen 1882.

Universitäten eher dürftig.[2] Unter all dem leidet die Darstellung. Sie leidet aber auch unter der zunehmenden Unschärfe, je weiter der Gegenstand sich in östlicher Richtung bewegt. Zu den „nicht untersuchten deutschen Universitäten" gehören die preußischen, geographisch offenbar abseitigen in Greifswald, Königsberg, Breslau und Halle. Dafür erscheint die Universität Gießen unabhängig von ihrer Bedeutung stark vertreten.

Man hätte sich gewünscht, daß das Wechselverhältnis zwischen Staat und Universität in der Berufungspolitik deutlich wird, Besonderheiten und allgemein Gültiges bei den neu errichteten Lehrstühlen geschildert und Schnittstellen in der universitären Entwicklung sichtbar gemacht worden wären, wie beispielsweise die eher heimlichen Anstellungen der Göttinger Sieben.[3] Dennoch bleibt als Fazit: hier ist ein eher schwieriges, weithin unbearbeitetes Terrain erschlossen worden, das noch weiterer vertiefender Studien bedarf.

Liebertwolkwitz Gerald Wiemers

Ingeborg Titz-Matúszak, Bernhard August von Lindenau (1779–1845). „Feind der Reaction und der Revolution". Eine politische Biographie. Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger, Weimar 2000. 279 S. (= Veröffentlichungen aus thüringischen Staatsarchiven 5/1)

Das politische Leben des 1779 in Altenburg als zweiter Sohn des kursächsischen Appellationsgerichtsrates und späteren sachsen-altenburgischen Landschaftsdirektors Johann August von Lindenau und dessen Ehefrau Agnes Senfft von Pilsach geborenen Bernhard August von Lindenau umfaßte die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts: Es waren dies ohne Zweifel fünf Jahrzehnte der Auseinandersetzung mit den aus dem 18. Jahrhundert überkommenen Zuständen, des Umbruchs, der Begründung von Neuem auf dem Wege der Reform und einer sieglosen bürgerlichen Revolution in Deutschland. Diese Jahrzehnte prägten nicht nur das Leben des Politikers und Wissenschaftlers Lindenau, er gestaltete zumindest aus landesgeschichtlicher Sicht einige grundlegende Prozesse aktiv mit. Das betrifft die Verfassungsgebung für das Herzogtum Sachsen-Gotha-Altenburg nach 1820 ebenso wie die umfassende Staatsreform im Königreich Sachsen ab 1830. Als die bürgerliche Revolution im März 1848 die deutsche Staatenwelt erfaßte und zur Konstituierung eines deutschen Parlamentes in Frankfurt a. M. geschritten wurde, da ließ sich Lindenau für die Wahl zur Frankfurter Nationalversammlung in Altenburg als Kandidat aufstellen, erhielt mit 8611 Stimmen das zweite

---

[2] Für Leipzig werden nur zwei Darstellungen angeführt: Herbert HELBIG: Universität Leipzig, Frankfurt/M., 1961, und Lothar RATHMANN (Hg.), Alma mater Lipsiensis. Geschichte der Karl-Marx-Universität Leipzig, Berlin 1984. Davon ist die eine durch neue Erkenntnisse überholt und die andere durch ideologische Überfrachtung unbrauchbar.

[3] Formale aber ärgerliche Fehler wie z. B. die falsche Schreibweise von Erwin Rohde und Curt Wachsmuth (S. 168), ersterer fehlt dann auch noch im Register unter dieser Seite, sind der lektoralen Durchsicht geschuldet. Unzulänglich sind die Vermutungen zu Paul Drudes Tod (S. 233) und die Anmerkung 257 (S. 337) zu Peter Debye, der 1935 zum Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physik ernannt worden war und planmäßig 1940 eine Studienreise an die Cornell-Universität in Ithaca angetreten hat.